

werden, er soll ein überpersönlicher Amtsträger sein und – auch wegen seiner Zölibatsverpflichtung – immer erkennbar und dadurch geschützt sein. Daß man ihn dadurch manchmal unhaltbar isoliert und ihm sein Recht auf harmlose Mitmenschlichkeit nimmt, entgeht diesen geliebten Gläubigen. Wenn der Priester allerdings nicht an seiner Kleidung erkennbar ist, wird er in Haltung und Benehmen Stil entwickeln müssen: Er darf schließlich nicht zur »populären« Figur, zum schicken Kerl oder zum Charmeur werden.

Ich habe nämlich viele Beschwerden gegen die ärgerniserweckende Stillosigkeit vorzutragen, die die übertriebene Feierlichkeit von ehemals zu ersetzen droht. Als gebildeter Mensch, mindestens als Person mit einer bestimmten gesellschaftlichen Autorität muß der Priester, wenn er sich in seiner Kleidung »verweltlicht«, dies auch gut und korrekt tun. Er darf sich nicht aus Unerfahrenheit oder experimentierend oder aus Nonchalance oder Snobismus in allerlei wunderliche Kombinationen hüllen, die für gewöhnlich häßlich sind und aus dem rechten Ton herausfallen. Kleidung muß sorgfältig ausgesucht werden, und eine Garderobe, auch die des Mannes, muß mit Geschmack zusammengestellt sein. Man trägt nun einmal keine Sportkombination, wenn man zum Empfang geht oder zu einem Essen eingeladen ist; das weckt Befremden und Ärger. Wenn sich der Priester – aus durchaus richtigen Motiven – mehr »in der Welt« bewegen will, dann muß er sich auch die dort geltenden Regeln zu eigen machen; sonst isoliert er sich aufs neue, und zwar auf noch bedenklichere Weise. – Daß unabhängiges Denken und Urteilen Verachtung der Spielregeln des täglichen Umgangs und widerborstige Antibürgerlichkeit verlangen, ist eine Meinung, die auf infantilem Snobismus beruht. Vorläufig wollen wir die ab und zu etwas seltsamen klerikalen Verkleidungsparties einer gewissen Unerfahrenheit, dem Hang zur Bequemlichkeit und Mangel an richtiger Garderobe zuschreiben.

Die Eigenart des Priesters, sowohl die seines Amtes wie auch die seiner Person, kann sich durchaus in seiner Kleidung äußern, auch wenn diese nicht mehr aus der traditionellen Priesterkleidung mit dem hohen hinten geschlossenen Kragen besteht. Aber das fordert eigene Haltung, eigenes Urteil und eigene Aufmerksamkeit. Erst durch persönlichen und konsequenten Stil wird er seine Umgebung auf die Dauer von der Ehrlichkeit seiner Wahl überzeugen und dadurch mithelfen können, das Priesterbild wieder von der ihm anhaftenden Magie zu reinigen.

(Aus dem Niederländischen übersetzt von Dr. Heinrich A. Mertens)

»Kostümprobe mit einem Heiligen«

Das Gebiet der Predigt wäre voll von »Symptomen«, die es zu erkennen und in ihren Wurzeln zu behandeln gäbe. Auf fröhliche Weise tut das Gaston Ricolet in dem Büchlein obigen Titels (Echter-Verlag, Würzburg 1963). Er verletzt nicht: keinen Prediger, denn was er bringt, stammt ja von ihm; keine religiösen Gefühle, denn er bleibt sehr diskret bei einem Randthema, der Mantelszene aus dem Leben des heiligen Martin.

Mit der freundlichen Erlaubnis des Echter-Verlages drucken wir im folgenden eine kleine Auswahl dieser »frei erfundenen« Predigtausschnitte ab. Diese Auswahl zeigt »wahrheitsgetreu«, wie es geschehen könnte und nicht geschehen sollte, wie bloße Ungeschicktheit im Umgang mit dem Thema, sprachliche Unechtheit, ja Zweckverbiegung des Gedankens die Botschaft gefährden und ungläubwürdig machen kann.

1. Ungeschickt

Durchschnittsleser

Heute feiert die Kirche das Fest des heiligen Bekenners und Bischofs Martin. Ihn hat das gläubige Volk des Mittelalters hoch verehrt. Heute noch werden wir durch Ortsnamen (Sankt Martin, Martinstal, Martinsberg, Martinique, Martinsville), Straßennamen (Martinsstraße, Martinsplatz) und Personennamen (Martin, Martina, Merten) an ihn erinnert. Große Dome, so der Mainzer Dom, Kirchen und Kapellen, in unserem Bistum über ein Dutzend, sind ihm geweiht. Es erinnert uns an den Heiligen auch der in manchen Ortschaften wieder eingeführte, bei groß und klein so rasch beliebt gewordene Martinszug. Die bildende Kunst hat sich oft und eingehend mit ihm beschäftigt. Sie wurde nicht müde, jene Szene bald in Farben, bald in Stein, Holz oder Glas zu setzen, da der Heilige durch Übergabe seines Mantels an einen Bettler ein so leuchtendes Beispiel christlicher Nächstenliebe aufgestellt hat.

Versuchen wir, dieses in unsere heutige Zeit hineinzustellen. Auch an uns tritt die Not des Mitmenschen heran ...

Sachlich

Martin von Tours, ein fränkischer Heiliger des vierten Jahrhunderts, traf einst, als er noch Katechumene war, bei Amiens einen Bettler, der ihn um ein Almosen bat. Martin schnitt seinen Mantel entzwei und gab dem Mann einen Teil.

Hieraus können wir lernen, daß wahre Nächstenliebe erstens demütig, zweitens selbstlos, drittens tatkräftig ist. Martin war demütig, denn er küm-

merte sich nicht darum, ob sein Vorgehen Aufsehen erregen und den Tadel seiner Vorgesetzten hervorrufen würde. – Martin war selbstlos, denn er gab von dem, was ihm gehörte und was er liebte. – Martin war endlich tatkräftig, denn er begnügte sich nicht mit schönen Worten, sondern tat etwas. So soll auch unsere Liebe erstens demütig sein ...

Schulkinder

Vor langer Zeit, damals, als es noch keine Autos und Autostraßen und keine Kofferradios und Fernsehgeräte und Raketen gab, da ritt an einem späten Winterabend ein Soldat des Weges. Martin hieß der Reiter. Er hatte schon in mancher Schlacht mitgekämpft und sich als tapferer Held ausgezeichnet. Da erblickte er einen Bettler. Dieser lehnte sich vor Schwäche an einen Baum und fror so, daß die Zweige gegeneinander schlügen. Er war nämlich nur in dünne Lumpen gehüllt. Er rief dem Rittersmann entgegen: »Hilf mir, im Namen Christi!«

Das ließ sich Martin nicht zweimal sagen, zog sein Schwert – nicht um ihn zu töten, o nein! – und trennte seinen Soldatenmantel mitten durch. Die eine Hälfte schenkte er dem Bettler. Martin wurde später ein großer Heiliger. Er ging in ein Kloster. Später wurde er sogar Bischof.

Ihr sollt etwas von ihm lernen. Die Heiligen haben ja gelebt, damit wir etwas von ihnen lernen. Wir sollen alle heilig werden. Sagt jetzt nicht: ich bin noch nicht groß genug. Man muß nicht erst groß werden, um ein heiliger Junge, ein heiliges Mädchen zu sein. Um heilig zu werden, braucht man kein Pferd, kein Schwert, keinen Bischofsstab. Wenn du der Mutter abtrocknen hilfst, wenn du das kleine Schwesterchen spazieren führst, wenn du jemand den Platz in der Straßenbahn anbietest, das sind alles gute Werke, durch die du ein kleiner Heiliger werden kannst.

Zuspruch

Siehst du, mein Junge, du mußt lernen, auf etwas zu verzichten. Das tut weh, das fährt wie ein Schwert hinein. Aber denk mal an den heiligen Martin. Du kennst die Sache mit dem Mantel. Kurz entschlossen hat er ihn zerteilt. Glaub nur, daß ihm das nicht leicht fiel. Aber wenn geschnitten werden muß, dann nicht lange besinnen und nicht langsam. Um so weher tut es. So mußt du es machen mit deiner übertriebenen Anhänglichkeit ans Rauchen.

2. Unecht

Stimmungsvoll

Klar war die Herbstnacht des Jahres 335. Die Stadt Ambianum, im mittleren Gallien gelegen, hatte sich schon zum Schlummer bereit gemacht. Da und dort zeigte das Flackern eines Öllämpchens noch an, daß eine sorgende Mutter über dem Bett ihres kranken Kindes wachte, eine gute Alte schlaflos vor einem Marienbild den Rosen-

kranz betete oder ein Student über die Schriften des Cicero gebeugt war. Das tiefe Dunkel ließ die zahllosen Türme wie in Andacht erstarren. Eine leichte Brise fächelte durch die verwinkelten Gassen und ließ manchmal das mächtige Stadttor erzittern, das die Bürger vor den Überfällen räuberischer Horden schützte. Träumerisch funkelten die Sterne auf die mondbeglänzten Dächer. Ein dürftig bekleideter Bettler lag frierend an einer Straßenecke. Um diese bog nun ein Reitersmann herum, der, wie es schien, einen dienstlichen Rundgang unternahm. Sein Blick fiel auf den Armen und die von Tränen schimmernden Augen. Martin, so hieß nämlich der Reiter, beugte sich herab und raunte: »Was tust du hier, lieber Bruder?« Statt einer Antwort entrang sich ein Seufzer der Brust des Angeredeten. »Hast du kein Obdach?« fragte Martin weiter. »Ich habe noch nicht einmal eine Decke, mich gegen die Kälte der Nacht zu schützen.« Da zog der Reiter sein Schwert. Der Arme erwartete geduldig den Gnadenstoß. Doch nein ...

Schablone

Wir wollen dem Heiligen nacheifern, nachstreben. Wir wollen wie er das Licht eines leuchtenden Beispiels hinaustragen in die Welt. Wie sehr bedarf doch die heutige Zeit des Vorbildes! Halten wir Auge und Herz und Hand offen! Bewähren wir uns als glaubwürdige Christen! Die Menschheit ist so dankbar für eine einzige gute Tat. Dunkelheit und Not lasten so schwer auf ihr. Wir sind berufen, sie zu verwandeln durch die Kraft unseres Glaubens, unserer nimmer erlahmenden Liebe! Das ist das Programm, das wir täglich neu in Angriff nehmen müssen.

Dialektisch

Suchen wir die Szene in ihrer Spannung und Gespanntheit zu erfassen. Die Polarität, oder sagen wir: Antithetik, was sowohl Entzweitheit wie Verzweitheit bedeutet, ist es, die den fruchtbaren Moment enthält und entläßt. Anders ergäbe sich nur ein naiv-naturales Agieren, das sich noch nicht zum Rang einer personalen Handlung verdichtet hat. Wir sehen zwei Welten aufeinanderprallen und in diesem Prall aufeinander bezogen: die Welt des Imperiums mit seiner Macht, seiner Disziplin, seiner Kultur, seiner Bewußtheit, seiner Skepsis – und die Welt des Bettlertums, also die Welt des Primitiven, Naturhaften, Vorwissenschaftlichen, Magischen, Unbewußten. Die Welten wechseln einen Blick, und in diesem geschieht Kommunikation, Dialog, Synthesis. Die Simplizität und Ungebrochenheit des Für-sich-Seins ist von jetzt ab verunmöglicht. An ihre Stelle ist die Komplexheit und Intensität, die Kompliziertheit und Differenziertheit einer Ineinsetzung, die Auseinandersetzung ist, getreten. Die Konfrontation effektuiert das Hin und Wider des Logos. Damit ist schärfere Konturierung der Polarität, aber auch Komposition, also ein Ineinanderverfließen der Konturen gegeben ...

Hochtönend

Wir wissen um die grenzenlose Not der Welt. Sie ruft uns an, daß wir unser Leben in die Bresche schlagen und uns selbstlos verschwenden wie jener Heilige, der einem Bettler rückhaltlos das letzte gab, was er besaß. Wir wissen auch um die Strahlkraft des guten Beispiels. Nur wenn wir zu solcher Haltung entschlossen sind und sie im Alltag bewähren, werden wir das Chaos zu bannen vermögen, das uns droht.

3. Zweckverbiegung

Katholische Aktion

Was der Laie Sankt Martin getan hat, war *actio catholica* im besten Sinne des Wortes.

Für Sie ist damit eine Richtung gewiesen. Sie stehen in der vordersten Linie der geistigen Auseinandersetzung. Sie sind als *acies ordinata* eine verschworene Gemeinschaft mit und um die Hierarchie.

Das böse Wort, die Stunde des Laien sei zwischen eins und drei, nämlich dann, wenn der Klerus schläft, muß einer erfunden haben, der über seine schlechten Erfahrungen nicht wegkam. Wir haben für bessere Erfahrungen zu sorgen.

Sie haben sich vorgenommen, nicht nur in Familie und Beruf, sondern auch im öffentlichen Leben die Belange der Kirche zu wahren und zu verteidigen. Am Schreibtisch, am Ladentisch, an der Werkbank, auf dem Katheder, allüberall sollen Sie als Repräsentanten des christlichen Geistes stehen, immer im Einsatz. Das verpflichtet Sie, über dem Durchschnitt zu stehen, nicht im Sinn von Selbstüberschätzung und Überheblichkeit, denn nichts darf uns ferner liegen als Pharisäismus, Kastengeist und Cliquenwirtschaft. Gemeint ist das Streben nach dem Ideal, nach dem Höchsten, nach dem Heroischen. Die Mantelteilung ist uns ein Symbol: es bedeutet die Herausforderung, das Beste, das Äußerste einzusetzen für eine Welt, die sich von der Kirche losgesagt hat.

Diasporasonntag

Der heilige Martin lebte in einer Zeit, da das Christentum erst wenige Gemeinden in einer heidnischen Umwelt zählte. Mit Fug und Recht können wir also von einer Diaspora-Situation sprechen, die viele Ähnlichkeiten mit unserer Diaspora aufweist. Heute, wo wir aufgerufen sind, der Diasporanot zu Hilfe zu kommen, schauen wir also mit besonderem Interesse auf diesen echten Diaspora-Heiligen. Er hat dem Notleidenden geholfen. Der Notleidende, der uns heute begegnet, sind die vielen Diasporagemeinden ohne Kirche, ohne Pfarrhaus, ohne Schwesternhaus, ohne Kindergarten, ohne Jugendheim, sind die zerstreuten Katholiken, die halbe Tagereisen machen müssen, um einen Gottesdienst besuchen zu können, die unversehen sterben, weil ihr Seelsorger nicht motorisiert ist.

Für uns darf es keine Kirchturmspolitik geben.

Nein, wir müssen es dem Heiligen gleich tun und mit vollen Händen, mit dem Mantel brüderlicher Liebe die Blöße dieser Armen bekleiden.

Missionssonntag

Wie einst dem heiligen Martin strecken sich auch euch heute flehende Hände entgegen, Hände der Heiden, die nach der Wahrheit, nach der christlichen Liebe verlangen, schwarze Hände aus Afrika, gelbe Hände aus Japan, rote Hände aus den Urwäldern von Peru und Brasilien, die kleinen Hände der unschuldigen Heidenkinder, die schwierigen Hände der schwer arbeitenden Heidenfrauen, die sehnigen Hände der unter ihr schweres Los versklavten Heidenmänner, die zitternden Hände der Alten und Sterbenden, die betenden Hände der Götzenpriester und Medizinmänner, ja auch sie heben sich unbewußt euch entgegen und rufen: »Rettet uns! Helft uns! Gebt uns Anteil an eurem Reichtum!« Ihr wißt sehr wohl, daß nicht in erster Linie gedacht ist an Geld und Geldeswert – wie wohl wir bedenken müssen, daß die Missionsarbeit nicht geleistet werden kann ohne materielle Unterstützung –, sondern daß zunächst an den Reichtum des Glaubens gedacht ist, den die Missionare und Missionsschwärmer als unsere Gesandten hinüberbringen sollen über Land und Meer. Der heilige Martin schnitt seinen Mantel entzwei. Oh, nicht das wird von euch verlangt, daß ihr euch so berauben sollt. Aber ein Opfer sollte es doch sein. Ihr gebt so viel Geld aus für euer Behagen, ja für unnütze Dinge. Überrechnet es einmal kurz im stillen und meßt daran die Gabe, die ihr nun opfern wollt für die Weltmission! ...

Erschütterung

Hundertmal wohl habe ich euch die herzbewegende Geschichte vom heiligen Martin erzählt, aber es ist bis heute noch nichts dabei herausgekommen. Ihr hört nur mit halbem Ohr zu, laßt die Rolläden herunter und denkt: kennen wir ja längst. Wenn ich fertig bin, guckt ihr auf die Uhr, unterdrückt ein Gähnen und laßt alles beim alten.

Aber ist es nicht eine Schande, daß in einer Gemeinde, die sich christlich nennt und noch dazu einen solchen Patron hat, so wenig vom Geist des heiligen Martin zu spüren ist? Statt einander gut zu sein, seid ihr einander böse. Statt einander zu schenken, raubt ihr einander aus. Das Schwert des Wortes gebraucht ihr nicht, um das Gute mitzuteilen, sondern um zu verwunden, zu verärgern, zu verketzern und zu verleunden. Der Mantel der Liebe, der die Menge der Sünden deckt, ist reif fürs Heimatmuseum. Ja, eure Fehler und Lieblosigkeiten, die wißt ihr geschickt zu bemänteln, aber dem andern reißt ihr den Mantel seines guten Rufes herunter, so oft ihr nur könnt. Schon vor der Kirchentür, ihr könnt es gar nicht erwarten, geht es los, besonders die Frauen. Na, und daheim geht's weiter im selben Text: der Vater knottert, die Mutter keift, die Oma schimpft, die Kinder geben patzige Antworten, und das alles zehn Minuten nach dem Hochamt. Kein Wunder, wenn

man nicht einmal richtig aufgepaßt hat. Meint ihr vielleicht, es wäre ein Vergnügen, bei euch Pfarrer zu sein? Ich hab es dem Bischof auch in der letzten Woche gesagt, daß ich das nicht mehr lang mache. Ich habe mich weggemeldet.

Praxis

Der Brief in der Seelsorge

Es scheint uns für den Seelsorger wichtig, ihn mit den Gedanken und Anregungen eines Predigers der Reformierten Kirche bezüglich der Bedeutung und Rolle des Briefes in der Seelsorge bekanntzumachen¹. Auf manche Art und Weise und auf vielerlei Wegen versucht die moderne Seelsorge mit dem gläubigen wie auch mit den ungläubigen Menschen Kontakt zu bekommen; allerlei Experimente werden in diesem Zusammenhang vorgeschlagen. Bei all dem wurde aber bisher dem ehrwürdigen und so echt menschlichen Kontaktmittel des Briefes wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Und doch war seit den Tagen des Apostels Paulus der Brief ein gebräuchliches Mittel der Seelsorge. Bedeutende Seelsorger – wie Augustinus, Calvin und die Blumhardts – waren große Briefschreiber. Weil es in der Seelsorge um intensive und zielvolle Begegnung geht, kann der Brief als besondere Möglichkeit intensiver Kommunikation eine ganz eigengeartete Funktion haben.

In einem einleitenden Kapitel über die Seelsorge unterscheidet Van Gennep ausdrücklich Predigt und Seelsorge, und dieser letzteren gibt er im Ganzen des amtlichen Dienstes den Vorrang. In der Predigtverkündigung geht es um den »anderen« Gott der Liebe, des Gerichts und der Versöhnung; in der Seelsorge um den nahen Gott, der in absoluter Solidarität an unserem Leben teilnimmt. Seelsorge ist eine amtliche Konzentration der Liebe und der Solidarität mit anderen Menschen und richtet sich auf das ganze Leben der Gläubigen. Seelsorge beruht auf der Identifizierung Christi mit dem ganzen menschlichen Dasein, und darum ist Seelsorge auch ein Engagement, worin sich der *pastor* dem ganzen Leben

des Menschen mit ganzer Person ausliefert. Er kann nicht den objektiven, wissenschaftlichen und distanzierenden Standpunkt des Arztes, des Psychologen, des Fürsorgers einnehmen; der Seelsorger steht dem Gläubigen nicht gegenüber, sondern er steht neben ihm, in demselben Ringen um Glaube und Liebe. Trotzdem ist dieses Engagement des Seelsorgers ein *amtliches* Engagement; er ist der Mann Gottes, von Christus bestellt; es geht nicht um seine persönliche Sache, sondern um das Heil des anderen. Dies bringt eine Reserve und einen Abstand mit sich, die das Engagement erst möglich machen. In dieser Durchdringung von Solidarität und amtlicher Distanz liegt das Geheimnis der Seelsorge.

Diese seltsame Mischung von Begegnung und Distanz ist in besonderer Weise auch für den Brief charakteristisch. Der Brief spricht einerseits den ausdrücklichen Willen zur Begegnung aus, während er gleichzeitig eine Art Zurückhaltung enthält und Distanz schafft.

Zunächst gibt der Brief dem Seelsorger die Möglichkeit, der Gefahr der Oberflächlichkeit, der Gleichmacherei und der Hast zu entkommen, durch welche die Gesprächsbegegnungen immer wieder bedroht sind. Aus dem Brief spricht oft, deutlicher als aus dem gesprochenen Wort, der ausdrückliche Wille zur Begegnung. Ein Brief trägt das Zeichen der ausgesprochenen gewollten Begegnung an sich, das zu einem sehr persönlichen Kontakt auffordert. Außerdem zwingt der Brief den Seelsorger, sich des gemeinsamen Bodens und der gemeinsamen Lage, die ihn als Gläubigen mit den Gemeindegliedern verbinden, deutlicher bewußt zu werden. In einem Brief ist der Seelsorger (mehr als im Gespräch) gezwungen, sich selber als Gläubigen zu erkennen zu geben, aber auch als jemanden, der für seine Worte und Ratschläge die Verantwortung trägt. Er kann sich nicht hinter einer Anonymität von Gemeinplätzen und erbaulichen Redensarten verstecken.

Andererseits schafft der Brief eine Atmosphäre von Distanz und Objektivität, die es oft möglich macht, daß man leichter und ehrlicher für seinen Glauben einsteht, daß man zu ermahnen wagt und den Mut aufbringt, an den anderen zu appellieren. Auch für den Gläubigen ist es oft leichter, delikate und sehr persönliche Probleme in einem Brief offenzulegen; im Gespräch fällt dies oft viel schwerer. Hier zeigt sich die Distanz als positives Element des Briefverkehrs. Die Distanz, eine Eigenart des Briefes, ist also keineswegs immer ein Hemmnis für die Begegnung, sondern oft sogar eine Bedingung dafür, sich selbst offener aussprechen zu können. Die Distanz kann die Begegnung wesentlicher, intensiver, zielvoller machen.

Auch die Tatsache, daß man in einem Brief seine Meinung schriftlich festlegt, bringt eine gewisse Objektivierung des Kontaktes mit sich, die für eine seelsorgliche Verbindung günstig sein kann. Der Brief nimmt den Kontakt aus der Atmosphäre des Zufälligen, des Emotionalen, des Allzu-

¹ F. O. VAN GENNEP, *De brief in het pastoraat*, Amsterdam 1965. (Eine phänomenologische Studie als Beitrag zur praktischen Theologie.)